

BROT//LOS

Ausgabe II - Online

Januar 2026



inhaltsverzeichnis

Mir träumte mich holte ein Bus voller Queers Charlotte Döhrmann	04
שמח שמח Regina Eser	05
Kontrastfarbe Johanna Peimpolt	07
Babybel-Rot Barbara Thiel	08
Die Ewigkeit reicht nicht für immer Sigune Schnabel	10
Vergessen ist ein anderes Wort für nichts Sigune Schnabel	11
“Am schlimmsten ist mit denen, die neben der Toilettentür schlafen” Karolina Duszka	11
Nicht mehr auf den Boden schauen Rabia Caliskan	13
Velleität Luca Paschen	14
“This is a happy home” Auren Bachmann	15
Wortbefreit Ezra L. Tschernich	18
Schamlos Maxi Theresa	19
Shame on me Stella vom Meer	22
Leerstelle Janine Sauer	23
Collagen Ambra (Schwarz) Weiß	25
Vulven wie Fliegen Simone Steger	29
fette kühe Simone Steger	30
Zwei Lines Viola Festnetz	31
Charmelos Benjamin Ammer	32
dem mutualismus den wir uns verzapfen blumenleere	35
quamquam Fabian Thaler	36
Mit einem Magneten am Kühlschrank zwischen Mahnungen und Arztterminen der letzten Jahre befestigt Arden K. Grothenn	39
Die App Michael Pietrucha	41
Samt Marie Foulis	42
Leuchtfeuer der Gebrochenen I.J. Melodia	43
Frühling Joka Klein	44
Parole Ronny Thon	47
mother tongue Yannik Stuhr	47

Nach links, nach rechts (hauptsache weg), die Wangen gerötet und das Gefühl, am liebsten in Grund und Boden versinken zu wollen. Hier schreit: Die Scham! Aber was ist das überhaupt, die Scham? Was können wir von ihr lernen und wann muss sie die Seite wechseln? Wem nutzt sie und wie kann man sie dekonstruieren? Wie können wir uns von ihr lösen (schamlos werden)?

Damit haben wir zum Open Call aufgerufen. Und jetzt? Nachdem wir alle Texte gelesen haben? Die Ausgabe ist a lot. Das ist Teil davon, wenn man eine Ausgabe unter dem Thema „scham//los“ fasst, aber: Irgendwie ist das genau das, was wir wollten. Diese Ausgabe fordert, fordert heraus, tut weh – und sie heilt.

Wir haben uns nach dem ersten Heft intensiv gefragt, was wir hiervon wollen und dürfen. Zeitgleich kam dieses Jahr ein Ruck durch eine befreundete Literaturzeitschrift, mit der Grundfrage: „Wofür und Warum?“ Müssen wir unsere Existenz als/im Kulturbetrieb rechtfertigen, und wenn ja, wodurch? Unsere Antwort nimmt langsam Gestalt an, doch die Form lässt sich nicht setzen, ohne Kontext zu geben.

Unsere Antwort lautet wie folgt: Wir wollen ehrlich, irgendwie roh, divers und menschlich sein. Wir wollen emotional sein, radikal emotional, eine Form emotionaler Reife stärken. Wir wollen Emotionalität drucken, leben, teilen. Einen Raum schaffen, in dem Emotionen sicher physisch erlebbar sind.

In einer Gesellschaft, in der Stimmen immer wieder danach schreien, bestimmten Gruppen Teilhabe sowie Möglichkeiten zu verwehren oder ihre Existenz unterstützenden Rechte zu begrenzen, ist es eine Pflicht, zu benennen, zu bestimmen, sichtbar zu machen – besonders hier in Thüringen.

Mit der Vergrößerung unserer Redaktion haben wir ein erstes, großes emotionales Thema gewählt, und damit Kurs bestimmt und aufgenommen. Die Auswahl an Texten, Prosa, Lyrik und den Collagen, die wir nun bei uns haben, wollen wir genau in diese Wirkrichtung setzen.

Wir wollen Euch das aber alles nicht einfach so vor die Füße werfen, deswegen: **Dieses Heft enthält Texte, die sich mit Körpern beschäftigen, mit Essen, Schwangerschaft (und Verlust), Drogen und Sucht, Sex (oder den Worten dazu), Nacktheit und Blut.**

Sucht Euch also einen ruhigen Ort zum Lesen, und vor allem andere Menschen, die Euch auffangen, wenn die kommenden Texte etwas in Euch anstoßen.

Habt keine Scham davor, nach Hilfe zu fragen.

Wir sind unseren Autor:innen unendlich dankbar, dass sie sich der Aufgabe gestellt haben, für diese Ausgabe ein oder mehrere Werke zu produzieren, und dankbar allen, die sie lesen. Wir, die Autor:innen des Editorials, sind zeitgleich all den neuen Menschen dankbar, die mit uns dieses Projekt und den Kurs mitgehen und den Weg ermöglichen.

Charlotte Döhrmann

Mir träumte mich holte ein Bus voller Queers. Er kam aus Köln und fuhr gen Süden Richtung Großbritannien, ich stieg ein und man lachte auf den Fahrsitzen mit scheckigen Mustern plüschig, die gelben Haltestangen ein Schilfmeer, in dem ich pastellrote Mützen trug und Perlenketten, zweckentfremdet. Von hier aus versuchten wir, die Welt zu re-interpretieren und wir taten es mit glänzenden Zähnen. Wir fuhren auf problematischen Autobahnen, wir mussten uns an gewisse Verkehrsregeln halten, aber alles in allem war das die Fahrt meines Lebens,

bis hierher kannte ich nur die Leidfäden der Kleinstadt und der absurden Konstellation, in der ich die ersten 18 Jahre verbrachte, ausschwärmen konnte man nur von seiner Parzelle und die zog mir Bleistiftröcke an

die Scham brachte man mir von dort aus bei, auch darüber, dass mich das ein oder andere Lachen verlegen machte und sich das nicht analytisch sortieren ließ in Menschen eines spezifischen Phänotyps

sie hatte sich zwischen Adamsapfel und Magenschleimhaut schon breit gemacht, sie hatte sich eingenistet, gleich als ich zum ersten Mal in einem Raum voll Menschen stand mit Patschehändchen, die anderen kamen und küssten mich und ich schlug um mich, ich wusch mir die Wangen und es krabbelte mir heiß die Beine runter,

und später, als man doch um mich rum hätte mündig sein sollen, passierte dasselbe, wieder und wieder die unerwünschte Nähe und die Umwelt voll mit Sehnsuchtsobjekten, die sich in schwindelerregender Karussellfahrt bewegten

und ich lese immer wieder von Feigenblättern.

Die Scham über Pflichtverletzung und, dass ich nie einen Beitrag leistete, zur Erhaltung der Art und Vermehrung des Kapitals

Ich musste altern, um zum Atmen zu kommen, zum Eingeständnis, dass ich keinen Tag meines Lebens Geld verdienen will und das auf feministische Weise, prinzipiell fehlt uns kulturhistorisch der weibliche Tunichtgut, das las ich vor Jahren und beschloss, einer zu werden.

Zwischen Auftragskunst und Antragslyrik wird mir die Luft manchmal dünn, aber auch Frau Heinzmann vom Arbeitsamt wird mich nicht eingliedern können, als modernes Subjekt bin ich wie die meisten hier

moderat befreite Schönheit,

eine Phase, die sich zuspitzt.

ממש שם

Regina Eser

Scham-los
mamasch scham
mamasch scham
wirklich dort
werde ich dort
wirklich meine Scham los
dort,

wo alles begann?
dort,
wo ich mich versteckte?
dort,
wo ich mich verbarg?
dort,
wo meine Scham ihren Anfang nahm?
dort,
wo DU mir in die Augen blicktest?
dort,
wo sich in Deinen Augen
meine Scham,
meine Schande,
mein ganzes Sein spiegelte?
mamasch scham
werde ich meine Scham los
mamasch scham
spiegelt sich dein Blick,
deine Liebe,
dein Suchen,
dein Verstehen,
dein Erbarmen,
und ich werde
tatsächlich
wahrhaft
wirklich
mamasch scham
meine Scham los

Kontrastfarbe

Johanna Peimpolt

Rot,
scheint rostig, rosig und rosé,
macht Mädchen zu Frauen,
die Schreie ertauben,
ein Flüstern,
das lüsterne Ohren verschließt.
Rot,
wie Lippen zum Küssen,
man(n) lässt sich verzücken,
Gerippe aus Wut – es glüht,
brennt dich aus.
Rote Sehnen,
zurren, verzerren.
Dein Körper Gewebe,
lebendige Beute,
beständig vertraut.
Beschwör eine Sünde,
doch Gott hast du längst
zu Grabe getragen.
Systemische Blutflecken,
bedeck sie mit Scham
und schweig.
Worthülsen,
weil uns allen die Sprache versagt,
weil Mutter wie Tochter
die Wahrheit beklagt.

Babybel-Rot

Barbara Thiel

Ich bin elf Jahre alt und drücke mich mit angezogenen Knien in den großen Polstersessel meines Vaters. Ich bin fast schon zu groß, um von dem grauen Stoff eingeschlossen zu werden, wenn ich quer darin sitze, die Füße auf einer der Armlehnen, den Kopf schräg in die Ecke gedrückt, sodass ich den Fernseher noch sehe, aber ebenso mühelos meinen Blick wegnehmen könnte. Wie gerne wäre ich noch ein bisschen kleiner, noch ein bisschen zusammengerollter, noch ein bisschen unsichtbarer.

Völlig schamlos zeigen meine Eltern abwechselnd auf den Fernseher, über dem Querstreifen immer wieder das Bild zerschneiden, dass es aussieht, als würde es gefährlich flackern und könnte jederzeit ganz verschwinden. Ich wünsche es mir so sehr und schaffe es gleichzeitig nicht, wegzusehen. Nicht von den Erinnerungen, die mir die Fernsehbilder wiedererzählen, in Ton und Farbe heraufholen, und nicht von den lachenden Gesichtern meiner beiden Eltern, ihren schmal glänzenden Augen, ihren gebleckten Zähnen. Eigentlich mögen sie sich längst nicht mehr und können kaum noch etwas anderes als sich quer durch das Treppenhaus anzubrüllen oder ihren gegenseitigen Hass bei uns Kindern abzuladen, die wir uns dann damit abmühen müssen, weil wir erst recht nicht wissen, wohin damit und eine angeborene Loyalität zu beiden Seiten besitzen. Aber heute ist es anders, heute sitzen wir in Papas Wohnung beisammen, wie die kleinen Metallspäne alle auf den Magneten ausgerichtet, der der Bildschirm ist und selbst ich kann mich dem nicht verwehren, obwohl ich das Zentrum dieser Belustigung bin, ich bin der Grund, dass die beiden sich für einen Moment nicht hassen, sondern in ihrer Schadenfreude ganz einträchtig verbunden sind. Mein Bruder sagt nichts, sein Blick geht in Richtung Bildschirm, als würde ein Film für Erwachsene gezeigt, der ihn langweilt, weil er ihn nicht versteht. Womöglich ist er auch nur froh, dass es mein verheultes Kindergesicht ist, das etwas körnig und streifig, aber unverkennbar auf der Oberfläche flimmert und nicht seins.

Währenddessen verhält sich mein Vater, als hätte er eine filmische Meisterleistung vollbracht und meine Mutter wirft mir alle paar Sekunden erwartungsvolle Blicke zu, ob ich denn nun endlich mitlache. Mir fließen die Tränen, mein Gesicht ist irgendwie ungewöhnlich verzerrt, während ich mit unbewegter Miene auf dem Sessel sitze, meinem jüngeren Abbild gegenüber. Mein jüngerer Papa lacht nicht, ist nicht im Geringsten amüsiert, sondern ziemlich ärgerlich, wie er mir das Käsestück immer wieder vor das Gesicht hält, das ich doch so unbedingt haben wollte, weil es aussah wie etwas, das einem Kind schmecken würde.

Das Lachen meiner Eltern verebbt, die Kamera wackelt, kurz denke ich, jetzt habe ich es geschafft, jetzt sehen wir uns meinen Bruder beim Hula-Hoop an, oder was es sonst noch auf Videokassette gibt, jetzt ist irgendjemand anderes dran. Doch das Bild verschwindet nicht, es hat nur aufgehört zu schwanken, die Kamera steht mit bestem Blick auf mein dickbäckiges Kleinkindergesicht, die Wangentaschen voll widerlichem Käse, der sich im roten Wachsmantel und ansprechender Plastikverpackung als Leckerei getarnt hatte. Aber wenigstens einen davon müsse ich aufessen, ich hätte so darum gequengelt, zumindest den einen, hört man meinen Vater, und als würde der Bissen im Mund nicht ausreichen, der eingespeichelt immer größer, immer widerwärtiger, immer unmöglicher zu schlucken wird, sehe ich ohne zu Blinzeln dabei zu, wie er mir den Rest auch noch in den Mund drückt. Ungeduldig und verständnislos, wie man einem Hund Medizin verabreicht, von der das Tier nicht wissen kann, wie wichtig sie ist, so drückt er und drückt dabei nur mehr Tränen, mehr Ekel, mehr Abneigung heraus.

Ich wende den Blick ab und ihm zu, wie er da neben meiner Mutter sitzt, kein bisschen zu bereuen scheint, was sein jüngeres Ich, festgehalten in Bild und Ton, da gerade veranstaltet, und ich hasse ihn mit einer so tiefen Abscheu, wie man sie nur als Elfjährige empfinden kann, wenn jede Gemeinheit sich wie eine Verschwörung der gesamten Welt anfühlt und die Scham so

allumfassend, dass nicht bloß die eigenen Wangen, sondern auch die ganze Welt in Babybel-Rot getaucht wird.

Die Ewigkeit reicht nicht für immer

Sigune Schnabel

Zu lang bist du der Erde
aus dem Weg gegangen,
aus Scham vor dem Scheitern,

dem letzten Bett
in ihrem Leib.

Dein Kopf spinnt jetzt Silberfäden,
die Sprache des Alters,
haarfein, manchmal reißt
an ihnen die Zeit.

Vergiss nicht,
zu überwintern,

lass deine Augen
ein letztes Mal blühen,

bis wir uns sattgepflückt haben.
Meine Hände haben keinen Halt
für Ewigkeit.

Vergessen ist ein anderes Wort für Nichts

Sigune Schnabel

Bald bist du im Innern gerissen,
deine Stimmbänder sind
haarfeine Fäden.

Ein letztes Mal ziehst du weiter
mit Scham,
ohne Sprache.
Nur dein Körper
sagt leise zur Erde:
Mutter, nimm mich
wieder in deinen Leib.

„Am schlimmsten ist mit denen, die neben der Toilettentür schlafen“

Karolina Duszka

Es ist dunkel und ich muss Pipi. Ich muss immer so, wenn ich aufwache. Wenn Pipi, dann muss man aufstehen. Mit der Matratze quietschen, auf den Boden treten. Ich weiß nicht, ob ich Bock habe. Ich weiß nicht, ob es sich lohnt. Ich weiß nicht, ob ich genug muss. Aber ja, ich muss. Ich muss Pipi. Voriges Mal kam es vor, dass ich es bis fünf, sechs Uhr morgens gehalten habe und dann war ich am Tag wie ein Zombie. Wie spät ist es? Halb eins. Es geht nichts über das Aufwachen gleich nach dem Einschlafen. Aber gut, ich muss. Ich setze mich auf dem Bett auf, decke mich ab und stelle meine Füße auf den Boden.

Die anderen im Zimmer. Ich weiß nicht, zu wievielt sie uns hier reingesteckt haben, das ist erst die erste Nacht. Ich nehme das Handy, es leuchtet, ich decke den Bildschirm ab mit der Hand. Am

liebsten würde ich es in der Tasche verbergen, aber im Pyjama gibt es keine Taschen und ich muss ja ein wenig sehen. Ich muss ja vorsichtig sein. Und wenn doch die eine die Augen aufmacht? Aber eigentlich schlafen sie wohl. Wohl. Sie haben geschworen, sie schnarchten, die eine sagte, dass sie im Schlaf redet, aber es ist überall still und man hört nur mich, wenn ich aus dem Bett steige.

Der Boden quietscht. Man weiß nicht, was für ein Klang es ist, die Bretter singen oder stöhnen, auf keinen Fall schweigen. Um die Ecke biege ich nach rechts und dann gleich nach links, um das Bett nicht zu stoßen, das Bett von ... Wie hat sie geheißen? Es ist mir lieber, wenn sie schläft, als dass sie aufwacht, um mir das zu sagen. Ich sehe sie nicht, aber ich weiß, dass sie da ist. Wie all die anderen. Wie alle, die schlafen. Es quält sie nichts, sie haben keine Probleme, nehmen nichts zum Schlaf und nur ich muss mich in der Nacht herumtreiben. Den Weg habe ich bereits am Tag geübt. Noch bevor ich den Koffer ausgepackt habe, habe ich schon die Schritte geprüft: Wie geht man, um anzukommen und niemanden zu wecken, wenn ich selber aufwache?

Am schlimmsten ist mit denen, die neben der Toilettentür schlafen. Was werden sie sich denken? Sie werden sich sicher etwas denken. Sie denken bereits, im Schlaf. Am Morgen kommt es am Frühstück, dass alle von Wasserspülen geträumt haben. Und wenn ich sie tatsächlich wecke? Dann werden sie sehen, wie ich wirklich bin, weil ich Pipi muss, und ich kann sogar auf dem quietschenden Boden nicht so gehen, dass es nicht quietscht.

Ich mache das Licht an. Unwillkürlich mache ich das Licht an. Ich habe mir sovielmals in den Gedanken gesagt, das Licht nicht anzumachen. Ich leuchte doch mit dem Handy und schlussendlich finde ich auch im Halbdunkeln den Weg zur Klobrille. Aber es ist bereits zu spät. Alle wissen es schon. Ich spüre ihre geöffneten Augen an mir. Sie wissen, dass ich Probleme habe und in der Nacht Pipi muss. Ich drehe den Kopf und schaue auf die Wände. Überall die Wände, nur die Wände. Die sauberen, glatten, freien Wände.

Man hat mir doch das Einzelzimmer gegeben.

Nicht mehr auf den Boden schauen

Rabia Caliskan

Selbst schuld, sagt der Mann, in den ich verliebt bin, ich habe mich noch nie für irgendwas geschämt, liegt er da, ausgestreckt, seinen Kopf auf seine Handfläche gestützt, müde lächelnd, bis eben noch so schön. Bis eben wollten meine Finger noch auf seinen Augenbrauen spazieren gehen, selbst schuld, ich war Scham gewesen, in allem, was mich ausmacht. Meine Scham wog lange Zeit mehr als meine Zuneigung, denke ich.

In meinem Magen lag ein Stein und im Haus an der Kreuzung zeigten 160 Fenster zur Straße - das war vor zwanzig Jahren. Jeden Morgen stand die gleiche Frau neben mir an der Bushaltestelle. Unter ihren Augenbrauen klebte Wimperntusche und sie schaute geradeaus. Ich zählte ihre Wimpern, das Hecheln von Hunden, das Rauschen der Autos. Zwischen den Steinplatten am Boden wuchsen Grashalme, meist war mir kalt.

Meine Hosenbeine schlackerten um meine Knöchel, die Hose zu kurz und die Schuhe zu klein - das war vor zwanzig Jahren. Ich habe nie gelernt mir die Schuhe zuzubinden, immer gehen meine Schnürsenkel auf - das war vor zwanzig Jahren - das ist heute.

An der Haltestelle wurde ich ausgelacht, wegen meiner Mütze, seitdem trug ich sie im Rucksack. Jeden Morgen lief ein Mann schräg an der Haltestelle vorbei. Zügig, geradlinig, mal ein Klemmbrett in der Hand, mal einen Becher, mal war seine Hose grau, mal war sie schwarz, immer mit dem roten Fähnchen, ein Strauß auf dem Weg in seinen Transporter.

Elektro Decker.

Das klang schön und der Bus kam immer zu spät. Die Haut neben meinen Daumennägeln hatte ich aufgekratzt, so oft und so tief, morgens waren meine Finger voller Blut und mittags voller Tinte - das war vor zwanzig Jahren. Der dünne Stoff in meinen Jackentaschen war aufgerissen, Kastanien, Gummibänder, Taschentücher, alles war in den Saum meiner Jacke gerutscht. Wenn ich heute in meine Jackentaschen greife und Polyesterfäden spüre, ich bis zum Saum meiner Jacke greifen

kann, dann erinnere ich mich genau. Ich habe mich noch nie für nichts geschämt.

Damals stellte ich mir vor, wie der Elektro Decker Wagen um die Ecke käme und vor mir anhielte und statt dem Mann am Morgen, wünschte ich meinen Vater ans Steuer, ganz normal, und ich träumte, er würde winken und ich würde auf den Wagen zugehen, einsteigen, ich würde keine Fenster zählen, Grashalme, Wimpern, Atemzüge, ich würde nichts zählen und beim Laufen geradeaus schauen, ich würde nicht auf den Boden schauen.

Zwanzig Jahre ist das her. Ich schämte mich an Esstischen, auf Schulfluren, in Umkleidekabinen, an der Bushaltestelle, beim Duschen. Ich schämte mich in meinem Bett, in Wartezimmern, an Supermarktkassen, in meinen Träumen. Ich schämte mich für meine Haare, zu viele, zu dicke, auf zu blasser Haut. Ich schämte mich für meinen Namen. Ich schämte mich für die Sprache meines Vaters und ich schäme mich, weil ich sie nicht verstehe, selbst schuld. Ich schämte mich für meine Armut und dass ich sie nicht verbergen konnte und manchmal schäme ich mich für meine Scham, vor zwanzig Jahren und heute.

Mein Elektrodeckertraum, meine Normalität, meine Finger wandern auf seinen Augenlidern. Mein Schöner, meine Ruhe und Gelassenheit, meine Selbstliebe und Vertrauen, meine Selbstverständlichkeit. Was ich nicht habe und was ich nicht bin, das hat er und das ist er, meine Liebe. Mein Elektrodeckertraum, selbstgefällig, arrogant, gewöhnlich. Liegt er da, sagt er das, schamlos. Ich schäme mich, ganz neu, nicht für mich.

Velleität

Luca Paschen

Bei allen Chancen passen, ziehen lassen,
In Wollust nie mehr wiedersehen.
Niemals halten, immer fassen,
Später dann nach Hause gehen.

Herz steht still im Puls der Zeit.
Worte befangen, ersticktes Verlangen
Verhallen, ehe als Laut sie erklangen.
Ein Stelldichein, verhangen von Neid.

Ein Gedanke zerspringt, er sinkt
Als Scherbenhaufen am Boden zusammen.
Im Schein der staubigen Lichter blinkt
Hoffnung, die im Zersplittern zerrann.

Abend ohne Morgen. Gebärden, nie geworden,
Knacken und krachen auf gläsernem Grund,
Versterben, verbluten. Allmählich verstummt
Der Traum vom Leben, das niemand erworben.

„This is a happy home“

Auren Bachmann

Die Tür klemmt. Immer. Du musst sie mit der Schulter
aufstoßen, und wenn du reinkommst, ist es, als würdest du in
einen anderen Aggregatzustand eintauchen. Die Luft ist schwer
– gemischt aus süßem Rauch, Schweiß, billigen Lichtern und all
den Dingen, über die man nicht spricht.

Im Flur flackert das Licht wie ein nervöser Puls. Jemand hat
versucht, die Glühbirne zu wechseln, aber dann kam irgendwas
dazwischen – wie immer.

Sie sitzen überall – auf dem Boden, auf der Anrichte,
aufeinander. Gläser klirren, aber niemand hebt sie mehr an.
Irgendwo läuft ein Song, der vor fünf Jahren mal bedeutungsvoll
war und jetzt nur noch Erinnerung ist.

Ein Mädchen – zu schön, um nüchtern zu sein – lehnt an der
Wand und zeichnet mit dem Finger Kreise auf ihrem
Oberschenkel.

Ein Kerl daneben redet seit zehn Minuten über die Zeit, in der er fast berühmt war. Niemand hört zu.

Und dann sagt einer, halb erstickt von Rauch:

„This is a happy home“

Alle lachen.

Und du lachst mit.

Manch einer nennt es ein Zuhause, weil man öfter zurückkommt, als man will.

Nicht weil es ein Ort der Liebe ist, aber man gelernt hat, dass es schlimmer sein kann, allein zu sein.

Und weil dieses Haus, trotz allem, ein Ort ist, an dem niemand fragt: „Wie geht’s dir wirklich?“

Es ist der perfekte Ort für gebrochene Menschen mit perfektem Timing.

Sie kommen nachts.

Immer nachts.

Wenn die Welt draußen zu laut wird und die Stille drinnen zu ehrlich.

Hier zählt nicht, was du fühlst –
sondern wie gut du es verstecken kannst.

Hier sind die Kissen fleckig von Tränen, die keiner zugegeben hat.

Hier riecht es nach vergangener Nähe und vergänglichem Trost.

Hier lebt ein Lachen, das nie bis in die Augen reicht.

Du liegst auf einem fremden Bett in einem Zimmer ohne Uhren.

Die Decke ist zu niedrig für Träume.

Jemand neben dir erzählt von seiner Mutter, die nie gesagt hat, dass sie ihn liebt.

Er tut so, als sei es ein Witz, aber du hörst, wie sein Herz zwischen den Silben bricht.

Du drehst dich nicht zu ihm um.

Nicht aus Kälte.

Sondern weil du weißt, dass Berührung manchmal schlimmer ist.

Weil sie erinnert.

Und dann kommt dieser Satz wieder.

Immer wieder.

Wie ein Refrain, den keiner geschrieben hat, aber alle singen:

„This is a happy home“

Es ist fast ein Mantra.

Fast ein Gebet.

Fast eine Lüge, die irgendwann nach Wahrheit klingt, wenn man sie oft genug sagt.

Am nächsten Morgen riecht das Haus nach altem Rauch und neuen Entscheidungen, die nie getroffen werden.

Die Sonnenstrahlen durch die Jalousien sind blass – Licht, das nicht mehr retten will.

Du siehst sie gehen. Einen nach dem anderen.

Mit Kopfhörern, Sonnenbrillen, Kaugummi –

mit diesen kleinen Rüstungen gegen das, was da draußen wieder wie Leben aussieht.

Und für einen Moment bist du allein.

Ganz.

Ehrlich.

Still.

Du könntest jetzt aufstehen.

Du könntest duschen.

Du könntest gehen.

Aber stattdessen bleibst du sitzen.

In einem Raum, der dich nicht hält, aber kennt.

Und flüsterst es selbst.

Nicht für jemanden. Nur für dich, weil du dir kein echtes Zuhause vorstellen kannst:

„This is a happy home“

Wortbefreit

Ezra L. Tschernich

ich stehe vor dem Badezimmer Spiegel
mein Körper steht in Flammen
also tauche ich ihn in Wasser
so heiß, dass meine Haut schreit.
gut so.
ich spüre seine Berührungen, wie gebrandmarkt
als wären sie für jeden sichtbar
und so greife ich nach dem Waschpulver
und schrubbe. zwischen meinen Beinen.
bis es rot ist und beinahe blutet.
aber es ist, als wäre er immer noch da.
über mir, auf mir, neben mir, in mir.
ich habe keine Worte dafür.
aber ich kratze und wische
als wäre unter der Schicht aus Schande
irgendwo meine Unschuld begraben.
dabei liegt sie noch in seinem Bett.

Rot läuft meine Beine hinab.
Innen.
und Außen.
meine Periode bin ich gewohnt.
den zischenden Schmerz an meiner Haut auch.
Ihn kenne ich schon länger als sie.
ich will tiefer treffen.
ich will schneiden, bis das Rot alles färbt.
meinen Körper unwiderruflich verlässt.
und nicht mehr atmen muss.
am nächsten Tag werde ich es bereuen.
mich dafür hasSEN, keine andere Lösung zu haben.
aber die Richtige wurde wohl patentiert.

ich stehe auf der Waage

Schockstarre
bevor die Reue einsetzt
meine Wangen rot vor Wut und Scham
das eine Brötchen war zu viel, ich hätte es doch wieder loswerden
sollen, warum habe ich zwei Stücke Pizza gegessen, warum war
Milch im Kaffee, ich hätte, sollte, könnte.
Zu Viel. Zu Viel. Zu Viel.
jede Nummer über Null bedeutet Versagen, aber das weiß ich
noch nicht.
ich spüre nur die brennende Scham
während meine Hand hart auf meinen Körper trifft

wir stehen vor der Leinwand
schreiben Namen auf
und schreien „Schande!“
denn sie soll die Seiten wechseln,
aber dennoch
wächst sie erneut in mir, klebt an mir, krabbelt und kriecht,
schlängelt sich um mich, bis ich kaum noch atmen kann
voller Bedauern über das Geschehene, als würde ich jene Männer
verraten
vielleicht war es ja gar nicht so schlimm, vielleicht rede ich es mir
falsch ein?
geteilte Scham
ist wohl doppelte Scham.

Schamlos

Maxi Theresa

Sie kommt zur Tür hinein, trägt den burgunderroten Mantel, der
nur 150 statt 300 gekostet hat, gekauft im März. Ihre Mutter sagt,
der sähe nach Nutte aus. Findet sie nicht, denkt aber trotzdem
jedes Mal dran, wenn sie ihn von der Stange nimmt. Lederstiefel

dazu traut sie sich nicht immer. Wenn sie sie doch anhat, sagt ihre Mutter zur Freundin am Telefon: „Schamlos ist die, der ist alles egal!“

Die Leute im Café denken gar nichts. Nur der Unscheinbare, der allein ein Buch liest, der schaut auf, mustert sie, findet sie elegant und denkt an den eigenen Mantel, der sehr ähnlich aussieht. Bei ihm war es der Mitbewohner, der ihn dafür ausgelacht hat. „Sieht aus wie ne Bitch!“, meinte er. So traute er sich im ersten Monat nicht, den Mantel zu tragen, wenn der Mitbewohner dabei war. Erst als eine Freundin sagte, der stehe ihm aber gut, da ging es wieder. Er überlegte dann, ob er den Mitbewohner mal drauf ansprechen sollte, dass ins Waschbecken pinkeln eklig ist, auch wenn man betrunken ist. „Hat der keine Scham?“, dachte er, als er es nach dem Feiern das erste Mal beobachtete. Aber er sagte nichts, weil er sich schämte, einem anderen beim Pinkeln zugeschaut zu haben.

Sein Vater, der hätte sich nicht geschämt. Der hätte den Mitbewohner wahrscheinlich grün und blau geschlagen, bis er vor Angst pinkelte. Irgendwohin. Ob sich der Vater schämte, nachdem er schlug? Ob er vor sich eingestand, dass es unrecht ist, zu schlagen? Sicher tat er das, doch nur er kannte die leisen Tränen, die ins Kopfkissen sickerten, wohl in der gleichen Frequenz wie die des Sohnes. Der schämte sich viele Jahre später, dass er sich den Kommentar des Mitbewohners so zu Herzen genommen hatte.

So trug er doch Jahre später nur noch solche Mäntel, in Burgunder, Ocker, Aschfarben und Purpur. Es kümmerte ihn nicht mehr, was die Andern kommentierten oder dachten. Und doch schämte er sich. Er schämte sich bis an den letzten Mantel, schämte sich nicht mehr wegen des Kommentars, sondern schämte sich des Schämens wegen. Wer schämt sich schon so lang?

Der Mitbewohner ermüdete bei seiner Scham genauso wenig. Doch ging es nicht um den längst vergessenen Kommentar, viel mehr schämte er sich seit seinem 18. Geburtstag. Er ging damals, einsam und betrunken, in eine der Bars, die er bis dahin nur von

außen kannte. Er lernte seinen Ersten kennen und liebte ihn auf der Toilette ins Glück. Der andere kam und ging, doch er sackte auf dem Boden zusammen, spürte noch immer das Brennen des Spermas.

Nun wendete er den Blick ab, wenn er an der Bar vorbeiging. Er befürchtete, er würde erkannt. Die Scham! Er achtete dann also akribisch darauf, sich seinen Besuch nicht anmerken zu lassen, verbannte die Farben aus dem Kleiderschrank. Die Accessoires und auch der in Wahrheit schöne Mantel seines Mitbewohners waren eine Bedrohung. 20 Jahre später schämte er sich für diese Zeit. Wie er sich eingeschränkt hatte. Wie unsicher er gewesen war. Wenn sein Partner einen Abend nicht im Haus war, trauerte er der an die Scham verlorenen Zeit hinterher. Sogar Neid kam auf, sein Partner hatte sich so viel früher gelöst, war so viel freier gewesen.

Der Partner schämte sich unterdessen, weil er wieder einmal vergessen hatte, am Morgen die Katze zu füttern. War es denn so schwer? Alles, was nicht im Kalender stand, vergaß er. Lag das am Alter? Sein Vater hatte ja auch Probleme damit gehabt. Hat sich dafür geschämt, wollte nicht als Alter abgestempelt werden, war doch noch zu allem fähig. Aber er vergaß immer mehr und mehr, wusste nicht mehr, wie er nach Hause kam, wusste nicht mehr, wer der Sohn war, kannte sich im eigenen Haus nicht mehr aus. Erzählte es erst nicht, weil er nicht zeigen wollte, wie viel Angst er hatte, wie sehr es an ihm nagte. Bis der Sohn es dann erkannte, ihm die Hilfe aufzwingen musste, wochenlang auf ihn einredete, und sich insgeheim schämte. Der Vater wollte es nicht, das war das eine, wozu es nie kommen sollte. Wehrte sich, musste dann doch zugeben, dass er die Pflegerin brauchte. Eine tolle Frau, die drei Mal in der Woche kam und ihm half, bis es nicht mehr ging.

Sie schämte sich für ihren Job. Die Eltern beide studiert, und sie? Eine Pflegerin, ungelernt, 1700 netto wenn alle Stunden kamen. Kein schlimmer Beruf, nein, aber so wenig Geld. Hätte sie das Studium nur geschafft. Als Trost gab es immerhin den Mantel, nur 150 statt 300, weil sie ihn im März kaufte.

Shame on me

Stella vom Meer

I.

Asche war
nicht da
schon lang verweht
im Meer
verklungener Worte
Eine Seebestattung
ohne Tote
denn Scham
sie lebt
weiter
in unseren Herzen

II.

Noch einmal
alles auf Anfang
wie dumm bist du?
fragt die Stimme
die ich fürchte.
Gedankenfernkreisen
wie Geier
um
zu viel Gesagtes

III.

Worte
Taten
ganze Schiffe
mit schwerem Bug
voller
Unzulänglichkeiten
Hörst du den Gesang
der Sirenen?

Kein Land in Sicht
nur Wellen
Sag mir
kannte Odysseus
die Scham?

Leerstelle

Janine Sauer

Sie taumelt mehr, als dass sie geht. Die Kniescheiben knacken, könnten jederzeit unter ihr wegbrechen. Als die Kneipentür hinter ihr zuschlägt, drängt der kalte Windstoß sie ins Licht. Tess hält den Atem an, stolpert hinein in den scharfen Geruch von Bier und Schweiß. Sie spürt die Blicke, natürlich tut sie das, sie sind ihr so vertraut wie ihre eigenen Hände oder das Gefühl der BH-Träger, die sich in ihre Schultern graben. Die Blicke in ihrem Dekolleté, auf ihren Haaren, ihren Nägeln, ihren Ohrläppchen, ihren Füßen. Sie schieben sich unter ihren Hosenbund, phantasieren, begehren, verletzen. Sie versuchen nicht einmal unauffällig zu sein. Früher gab es Momente, da hat sie sich in diese Blicke hineingelehnt wie in eine Umarmung. Dann gab es Phasen, in denen sie davon genervt war, sie mit einem Augenrollen kommentiert hat. Aber heute. Heute will sie unsichtbar sein, so unbedingt, und jeder Blick auf ihrer Haut ist ein Widerhaken, der sich ins verletzte Fleisch schlägt.

Tess setzt sich auf den Barhocker, legt die Ellenbogen auf den Tresen, wartet.

Als der Barkeeper fragt: „Dasselbe wie immer?“, sagt Tess: „Nein, heute mit Schuss, bitte.“

Er zieht eine Augenbraue nach oben, nickt aber. Vielleicht denkt er, sie hätte ein Alkoholproblem. Denn normalerweise, wenn sie mit ihren Freundinnen hier ist, trinkt sie einen Virgin Mule im

Kupferbecher, Limettensaft, Ingwersirup und frische Gurkenscheiben, etwas, das sie sich gönnt am Samstagabend nach einer fünfzig-Stunden-Woche.

Tess sieht sich um, versucht genauso schamlos zu sein wie die Männer mit ihren dunklen, schweren Blicken. Wie gerne sie sich die Haut abkratzen würde, jede Schicht, bis die Knochen freiliegen und die Männer erkennen, dass sie auch ein Mensch ist.

Noch immer spürt sie die Kälte zwischen ihren Beinen und die Leere. Eine Leerstelle, die mit jedem Gedanken daran weiterwächst, sie von innen heraus umschlingt. Ihr eigener Körper ist Tess auf eine Art und Weise bewusst, die schmerzhaft ist, kaum aushaltbar. Der Puls an ihrem Hals, die kalten Fingerspitzen, die Schmerzen im Unterleib, von denen Tess immer noch nicht weiß, ob sie Einbildung, Phantom, Realität sind.

Tess will ihre Schwester anrufen oder ihre Mutter, will eine beruhigende, vertraute Frauenstimme hören, aber gefiltert von Mitleid und Schock. Sie will ihren Freundinnen erklären, was passiert ist, aber sie weiß, sobald die Frauen durch die Tür treten, wird sie keine Worte für das haben, was ihr geschehen ist. Sie will auf den Tresen steigen, sich die Klamotten wegreißen, ihren Unterleib freilegen, die Blicke der Männer auf ihrem Uterus spüren, schreien: Schaut mich doch an. Schaut, was dieser Körper, den ihr so unbedingt flachlegen wollt, aushalten muss. Und immer die Frage, wie sie überhaupt noch stehen kann, warum ihr Körper das noch mitmacht.

Dass sie schweigen wird. Das ist das Schlimmste. Dass ihre Arbeitskolleginnen, ihre Schwiegereltern, sogar ihre Freundinnen und ihre Schwester nicht wissen werden, was sie verloren hat.

Der Barkeeper schiebt den Kupferbecher über den Tresen, lächelt. Ein bisschen mitleidig, vielleicht sogar besorgt. Er ist jung und nett und er arbeitet jedes Wochenende. Tess hat den Eindruck, sie würden sich kennen, dabei sprechen sie nie mehr als ein paar Worte miteinander. Aber sie nicken sich zu, wenn Tess kommt und geht, immerhin.

„Vor vier Tagen war ich noch schwanger“, hört Tess sich sagen. Der junge Mann hält inne.

Sie wiederholt den Satz, für den Fall, dass er sie nicht verstanden hat. Obwohl Tess in seinem Blick erkennt, dass ihre Worte bei ihm angekommen sind. Vielleicht wollte sie es nur noch einmal selbst hören.

„Du hast ein Kind bekommen?“, fragt er mit großen runden unschuldigen Augen.

Tess greift nach ihrem Becher, steht auf. Das Stechen im Unterleib setzt wieder ein. „Nein“, sagt sie, „habe ich nicht.“

Collagen // Ambra (Schwarz) Weiß

In meinem Werk habe ich mich mit der Scham auseinandergesetzt und sie hierbei nicht nur als bloßes Störgefühl gesehen, sondern als komplexes, soziales, normatives und körperliches Phänomen. Ziel war es, mit der Scham in Kontakt zu kommen, sie sichtbar zu machen und ihr Raum zu geben, nicht um sie aufzulösen, sondern im Sinne der Anerkennung und gemeinsamen Verhandlung.

Meine künstlerische Arbeit bestand aus einer fünfteiligen Serie von analogen Aktshootings mit Gespräch, in welchen ich gemeinsam mit jeweils einer anderen Person in einem geschützten Setting in einen offenen Prozess der fotografischen und sprachlichen Begegnung und Auseinandersetzung mit der Scham trete. Beide Beteiligten fotografieren sich abwechselnd und führen gleichzeitig ein freies Gespräch über die Scham. Die Kamera wird dabei zum Blick, zum Medium der Sichtbarmachung und der Begegnung.

Die gezeigten Bilder sind Auszüge aus meinem Shooting mit Anina, dem letzten der fünf Shootings. Wir haben uns gemeinsam auf die ersten, letzten und zwei weitere Bilder aus der Mitte des Shootings geeinigt [Anm. d. Red.: Aus diesen haben wir drei ausgewählt]. Es handelt sich um zensierte Versionen der Fotos und unserer Reflexion über diese Zensur, also keinen bloßen Auszug meines Werks, sondern eine neue Interpretation dessen.

Die Zensur entstand nicht aus der Scham heraus, sondern aus der Bedingung der Sicherheit.

privatheit ist eigentlich ein öffentlicher ort:



diese zeichen über den intimen körper raum als notwendige setzung von außen.

hier "muss" ich nicht zensieren, aber ich bin wütend,
dass zensierung ein muss ist.

ich würde so gerne kunst machen

ohne mich fürchten zu müssen, dass jemand diese missbraucht.

ich zensiere, weil ich muss.

der gedanke, dass diese fotos bei irgendwem liegen draußen
- und die welt dabei dieselbe bleibt.

obwohl ich mich wohl fühle.

habe ich immer noch keine gewalt über den (gewaltsamen) blick auf die bilder.

Vulven wie Fliegen

Simone Steger

Schopenhauer liegt auf dem fensterbrett
ich habe die fliege mit ihm erschlagen

der eiweißbrei klebt
zur hälfte an der ästhetik
zur hälfte an der scheibe

jetzt schreibe ich nackt ein gedicht
damit ich mich nicht aus versehen
am fenster zur welt erschlage
so kurzsichtig
ich manchmal gern wäre

ich sitze nackt auf dem sessel
mein leib versinkt im stoff
ich habe angst
so zu sitzen
noch von früher
und von der ästhetik

keine sprache über vulven
ich kann nichts darüber sagen
außer

vulven wie fliegen
eine last im zuhause des körpers
genauso wie Schopenhauer
in unseren zellen

obwohl ich kostbar bin
sitze ich das erste mal so

Etwas in mir platzt auf
Licht prallt auf die Scheibe
schopenhauer wäre verstimmt
Ich lasse den eiweißbrei kleben

fette kühe

Simone Steger

das fett schwimmt
auf dem kakao
eigentlich mochte ich
den trost gerne flüssig aber
vier fiese fettaugen
starren mich an

fette kuh sagen sie und
auf die kundenkontrollwaage
legt eine mädchenhand
eine halbe avocado

fette kuh sagen sie und
meine zunge taucht weich
ins sämige braun
ein wenig süße für mich

fette kühe tasten lanugoflaum
für die wärme unter der haut
wächst der zweifel
heute
über mich?

Zwei Lines

Viola Festnetz

Zwei Lines auflegen, duschen gehen, spucken, stolpern, ausrutschen, aus der Dusche kommen, das Mephedron ist vom Wasserdampf unbrauchbar geworden.

Es wird Tag und der Morgen kracht auf mich ein, als ich die Wohnung des Vaters des Sohnes verlasse, und ich suche Vorwände, um mich zurück zu schleppen zu dem Sohn, der auch drauf ist, und mich im Arm hält. Er scheint die Klingel nicht zu hören oder will sie nicht hören, mein Finger ist Eisen auf Metall, dann gebe ich auf und fahre los. Mir brummt der Kopf, die Finger zittern, die Nase läuft, im Mund zu nass, die Haut viel zu eng für all die Substanz in einem drin. Die ganze Nacht durchgeredet, jetzt schweige ich 18 Stunden und bitte meine Therapeutin um einen Termin. Sie hat einen, ich gehe hin und sie sagt mir, dass ich süchtig bin nach Kokain, MDMA, Ketamin, Mephedron, Alkohol und Shrooms. Ich habe meine Therapeutin kennengelernt, weil mir die Sucht meines Vaters das Leben schwer gemacht hat. Ich habe auf anderes gehofft. Mir dreht es den Magen um und ich fange an, ein bisschen zu lügen, und die Scham darüber, dass ich lüge, ist fast so schlimm wie die Scham darüber, wieviel und wie oft ich konsumiere, oder die Scham darüber, dass sich der Schatten meines Vaters jetzt nicht nur an meine Fersen geheftet hat, sondern dass mir mein eigener gewachsen ist, und dass ich ihn nicht erkannt habe, weil er natürlich

natürlich!

ganz anders aussieht.

Und als ich es meinen Freunden erzähle, gebe ich meinen Ärger über meine Abhängigkeit nicht zu, sondern mache Witze, ich klappe meine Knie zusammen und sinke jammrig beim Übertreiben in die Hocke, als wäre meine Therapeutin schuld an der ganzen Misere, und meine Freunde lachen, aber ich denke, dass sie sich an den Kopf fassen und meine Naivität verurteilen, und dass in ihren Augen steht:

NATÜRLICH!

WIR HABEN ES DIR DOCH GESAGT.

Weil sie es mir gesagt haben, weil sie verzweifelt und enttäuscht waren, weil sie meinen Puls fühlen mussten, weil sie mich an den Schultern nehmen und schütteln mussten, weil sie immer das Telefon abgehoben haben und ich hier nun stehe mit zusammengesacktem Unterkörper im Mittelpunkt des Geschehens mit den Grinsen und Lachern auf meiner Seite und einer unterhaltsamen Story im Gepäck, könnte ich mir selbst vor Scham

glatt

eine legen.

Charmelos

Benjamin Ammer

Bei Netto stehe ich mit meinem Pfandzettel, einem Buttercroissant und einer Dose Pils am Kassenband. Ich frage mich, welche kranke Sau eigentlich auf die Idee gekommen ist, Süßigkeiten und kleine Flaschen Hochprozentiges an der Kasse zu präsentieren. Wo die Leute warten. Weil das Einkaufen mit einem aufgeregten Kind an der Hand für die meisten Eltern sonst ja ganz entspannt ist.

Gerti von gegenüber kauft die kleinen Schnapsflaschen nicht mehr. Sie hat eine Zeit lang versucht, vom Alkohol loszukommen, da hat sie es jedes Mal durch die Spirituosenabteilung geschafft, um dann doch an der Kasse die kleinen Fläschchen zu kaufen. „Geht zu doll ins Geld“, hat Gerti gesagt, als ich mal fragend geguckt hab. Sie kauft jetzt wieder die großen Schnapsflaschen.

(Ich glaube nicht, dass das Geld das Problem war. Von den kleinen kann man auch immer heimlich eine einstecken, wenn man zwei kauft. Ich glaube, Gerti hat sich einfach geschämt, dass sie an dieser Kassenauslage nicht vorbeigekommen ist, ohne zuzugreifen.) „Schämen sollte sich, wer sich sowas einfallen lässt“, denke ich. Ich gehe allerdings eher davon aus, dass die Person eine Beförderung für ihre exzellente Verkaufsstrategie bekommen hat.

In solchen Momenten denke ich oft an Luisa. Wir verbrachten einen Sommer verliebt in der Stadt, machten Picknicks am See und stahlen Obst. Wir steckten es uns direkt im Supermarkt in die Münder und grinsten, als uns Traubensaft aus den Mundwinkeln rann. Luisas Eltern wünschten sich für sie eine solide Karriere. Anwältin, oder besser, Notarin sollte sie werden. Ich lernte sie auf einer Studi-WG-Party kennen, als sie bereits Jura im dritten Semester studierte. Sie erzählte mir, wie sie sich häufiger auf der Schultoilette einschloss und weinte, wenn ihre Klassenarbeiten keine Bestnoten einbrachten. Was denn los gewesen sei, hätte ihre Mutter oft gefragt, und ihr Vater hätte nahegelegt, das Volleyball-Training sausen zu lassen, es sei ja gerade eine prägende und wichtige Phase für ihre Laufbahn und da könne sie sich nun wirklich keine Ablenkungen leisten. Einen Freund nach Hause zu bringen, um ihre Eltern kennenzulernen, hatte sich Luisa bis dato noch nicht getraut.

Ich hatte damals auch studiert. Soziologie, nach 5 Semestern exmatrikuliert. Rückblickend war ich hauptsächlich da, um mit den anderen Studis tagsüber Wein zu trinken und uns unsere Ahrends, de Beauvoirs und Foucaults um die Ohren zu hauen. Luisa und ich jedenfalls wurden kurz nach dieser Party ein Paar. Ich fand das mit dem Rotwein eigentlich immer so künstlerisch-kultiviert und Luisa sah in mir dadurch wohl genau den leicht erziehbaren Softie-Rebellen, der ihre Eltern genug stören würde, um von ihren anderen Entscheidungen abzusehen. Luisa war nämlich drauf und dran, das Studium abzubrechen. (Welchen Weg sie denn sonst gehen wollte, interessierte mich nur am

Rande. Das Thema Beruf und Karriere war ja auch zu bourgeois, um sich ernsthaft lange damit zu beschäftigen.)

Als der Herbst kam, tat ich eigentlich nichts anderes mehr als mich in Tagträumen zu bewegen, ich könne ein wichtiger Intellektueller des Widerstandes werden, so wie Chomsky. Ich verlor wohl ein wenig den Bezug zur Realität, denn als mir Lisa schlussendlich den Laufpass gab, sagte ich nur, sie würde in 20 Jahren allen erzählen, dass sie einmal mit mir zusammen war und die Gelegenheit versäumt hatte. An diesem Tag war ich ungefähr einen Monat lang nicht mehr nüchtern gewesen.

Ich konnte Luisa eine Zeit lang vergessen, aber nach einer längeren Nacht stieß ich kurz vor dem Einschlafen auf ein Video von ihr. Es stellte sich heraus, dass das Video geklaut worden war. Auf ihrer privaten Seite konnten Männer gegen Bezahlung intime Fotos, Videos und sogar regelmäßige Nachrichten von ihr erwerben.

Es fühlte sich wie eine zweite Chance an. Ich habe ihr nie gesagt, wer sich hinter dem Benutzernamen Grapejuice69 verbirgt und ich weiß nicht, ob sie mich jemals im Verdacht hatte. Mein Erspartes liegt jetzt auf ihrem PayPal-Konto. Steuerfrei. Seit ich keine Wohnung und kein Telefon mehr habe, kriege ich nichts mehr von ihr mit. Es ist beinahe so, wie einen Entzug zu machen. Das Gefühl, immer alles falsch gemacht zu haben, der resultierende Selbsthass und die Wut auf eine Welt, die einen erst mit dieser ganzen Misere gestraft und dann alleine gelassen hat.

Das Brennen über meinem Zwerchfell wird stärker und auch das halbe Pils in einem Zug wegzutrinken hilft nichts. Ich schleiche rüber zu Gerti und frage sie nach einem Schluck von ihrem Korn. Sie blickt mich an und reicht mir wortlos die Flasche, denn wir beide wissen: Manchmal hilft gegen das Brennen nur noch etwas Brennendes.

dem mutualismus den wir uns verzapfen

blumenleere

suendenfallen genitalaufnahmen nach wie
vor blosze entbloeszte surrogatmanoever
um kitschig abzulenken von wahrhaftigen
schamlosigkeit zum beispiel obszonen
reichtum gegen deutlich armutssenkende
umverteilung mit saemtlichen brachialen
methoden skrupellos krass zu verteidigen
& sich zugleich in sekt & kaviar zu suhlen
wo gold schon laengst nicht mehr glaenzt
sondern besudelnd gipfel voll perversion
zu menschlichem unrat antialchemistisch
zurueckverwandelt graesslich widerliche
aufgeblasene fratzen zusehends entstellt
welche uns dennoch via vereinnahmende
codierungen zu suessen idealen stilisiert
aufdiktieren was schoenheit als groesze
erfolg & erstrebenswertes zu sein haette
o & wuerden wir wirklich dran glauben
muessten wir suizide auf raten skalpelle
zur umformung unserer natuerlicheren
gestalten zu rate ziehen in kauf nehmen
plus unsre schulden & zinsen abstottern
brav abhaengig von diesen laechelnd uns
aussaugenden vulgaeren hyperparasiten

quamquam

Fabian Thaler

(I)

obwohl wir keine briefe mehr
schreiben

hängen unsere hände in wörternebel

der kopf er schreit: schreib!! und sie
tippen

bedeutsam auf tasten, basteln wörter
und es

klappert

taste *h*
taste *a*
taste *l*
taste *l*
taste *o*
taste *doppelpunkt*
taste *klammer zu*
taste *enter*

und aus dem basteln wird ein
unruhiges warten, denn

die postfiliale in der hosentasche,
strahlt wie ein pager

und wenn der empfangsmensch mit
den tasten gebastelt

hat

taste *h*
taste *e*
taste *y*
taste *doppelpunkt*
taste *klammer zu*
taste *enter*

dann vibriert die hose vor erregung
und meint es gar

hot and spicy mit uns

(II)

obwohl nun vieles dafür spricht
zurückzubasteln

lässt die vibration in der rechten
hosentasche nicht

nach, denn viele sendemenschen
basteln auf ihren

digitalen briefen die antworten von
morgen

taste *w*
taste *i*
taste *e*
taste *leerzeichen*
taste *g*
taste *e*
taste *h*
taste *t*
taste *s*
taste *fragezeichen*
taste *enter*

in ein, zwei, drei, zwanzig abteilungen
sammeln sich

die brieflosen texte und obwohl wir
als fleißige

postmenschen es schaffen würden
alle zu

bearbeiten, so blockiert unser
rechenzentrum und

wir schließen die filiale für den tag //
shut down

(III)

obwohl die öffnungszeit auf 24/7
gestellt ist, steht der

betrieb, die schlangen werden länger,
die

rezensionen schlechter und die 2,7
sterne prangern

an unserer stirn. störfrequenzen aus
stresshormonen

lassen die antworten verschwimmen

taste s
taste o
taste r
taste r
taste y
taste enter

und wir versinken im
nachrichtenchaos, im

vibrationszirkus, im
strahlungsspektrum, seicht

und oberflächlich werden die
gedanken und hinter

dem begrenzten wortschatz zeichnet
sich die

sprachlosigkeit ab

(IV)

obwohl der rahmen steht: fluchtartig
nehmen die

finger reißaus, klopfen, scheppern,
schlagen, tippen,

hauen nicht mehr in die tasten,
verlieren das

vertrauen in ihre signifikanten und
dekodieren die

gedanken zu lautmalereien. im schall,
der aus den

lautsprechern tritt, ist sinn zu
entziffern

taste *audio*
halten
loslassen

taste *audio*
halten
loslassen
taste *audio*
halten
loslassen

repetitiv wird gedrückt, gehalten,
gesprochen,

entschuldigt, gefragt und losgelassen.
abteilung

für abteilung verstummt.

(V)

obwohl der rabenschwarze
bildschirm deine

kommunikationsleere fratze spiegelt.
obwohl deine

gedanken nicht mehr über
synapsenstränge schießen

sich im world wide web verlaufen, bist
dann noch du -

du? der bildschirm hell

franzi: was los lol
lukas: morgen voll?

rahel: du bist toll!

und du wischt rechts rechts rechts,
drückst stop

hältst lange, länger, am längsten und
die schwärze

bleibt nun hier, zeigt dir dein digitales
tier und du

siehst nur deinen doppelgänger
brüllen

(VI)

obwohl nun die dramen aus deinem
kopf dringen und

dein zimmer zur theaterbühne
umfunktionieren

stehst du entgeistert daneben, siehst
wie sich die

ränge füllen mit höhnischen fratzen
und seelischem

verfall. obwohl du als regisseur
entmutigt daneben

sitzt (im datenchaos versinkend),
reißt dir das world

wide web deine lungenflügel aus,
erzeugt atemnot

inmitten des elektronischen tumults.
der sauerstoff-

mangel knipst deinen dendriten das
licht aus. zurück

bleiben nur: DU und DEIN!

(VII)

obwohl dein gehirn an
funktionsfähigkeit verliert,

hörst du nicht auf zu sein. ein wandel
stellt sich ein:

LIES! SCHREIB! ANWORTE! deinen
followern. du bist

ein junger gott umgeben von jungem
vieh.

taste i
taste c
taste h
taste leerzeichen
taste b
taste r
taste a
taste u
taste c
taste h
taste e
taste leerzeichen
taste z
taste e
taste i
taste t

sendest dein über-ich hinaus in die
welt, nimmst dir
mehr raum als dir zusteht, verdrängst
alles und jeden der auf dich zugeht.

**Mit einem Magneten am Kühlschrank zwischen
Mahnungen und Arztterminen der letzten Jahre befestigt**
Arden K. Grothenn

Liebe (Zukunfts-/Gegenwarts-) Arden und (Vergangenheits-) Katharina,

Dieser Brief und diese Gedankenliste sind für euch. Für euch, weil es schwer ist zu leben. Es gibt nichts Schwereres. Sich daran zu erinnern, dass Freiheit in Zukunft auch für euch erreichbar ist, grenzt an Unvorstellbarkeit. Ihr als veränderliche Wesen seid so unterschiedlich und dabei ertragt ihr euch gegenseitig nicht, ertragt euch nicht mal selbst. Wie wollt ihr jetzt in Zukunft leben?

Ich habe einen Blick in euch gewagt und eine Sache aus der „Damit-wird-sich-nicht-beschäftigt“-Kiste gegriffen. Was ich herausgriff schnitt in meine Handflächen und machte aus Bauernhänden papierseidene. Es war die Scham, die ihre Täterspuren, die Wunden verklebte. Wenn ihr Leben wollt, dann sollte für euch die Zeit der Scham vorbei sein. Auf die Narben sollte die Sonne scheinen, es wäre viel zu schade, wenn sie es nicht täte.

Ich weiß, dass dir als Kind erzählt wurde, dass du als Mädchen und später Frau von Geburt an sündig bist. Dass unser Körper und wir als Mensch nicht gleichwertig zu Jungen und Männern sind. Du hast nicht verstanden, woher die Ablehnung kam, denn du warst jungenhaft in den Augen der anderen Menschen. Eine Sache hast du aber dann doch begriffen, die Scham, die du spürst, die liegt tief verwurzelt. Denn Außenmenschen wollten dich zu einem Mädchen und später zu einer Frau machen. Sie gaben dir dein Geschlecht und mit ihr im Paket die Scham als Beipackzettel. Egal, wie oft dir Fremde gesagt haben, Schamlippen haben nichts mit Scham zu tun, blieb doch der Eindruck von der Welt, dass du dich als Frau für alles schämen musst. Das fängt mit deinem Körper an und wird nie aufhören in deinen Gedanken dich anzuschreien.

Deshalb konntest du dich nie von der Scham trennen, denn sie hat dich am Strick festgehalten und mit deinen Schwestern verbunden. Wenn eine von den Frauen gehängt wurde, stolperte

man ihr hinterher und der Hocker löste sich von den Füßen. Ohne Genickbruch hatte man Zeit beim Erstickten nachzudenken über alles, was einem angetan wurde.

- Du schämst dich als Frau wahrgenommen zu werden und dabei die gesellschaftlichen Erwartungen nicht zu erfüllen, denn du bist keine Frau
- Du schämst dich für deinen Körper. Für Periodenblut, Unterleibschmerzen und Rückenschmerzen von Brüsten, die dich zu Boden ziehen und dafür, dass Männer dir in deinen Ausschnitt schauen, wenn sie auf dich hinabblicken
- Du schämst dich für zu viel Gewicht, das als Kind gekommen ist, um mit Einsamkeit umzugehen und das geblieben ist, weil du noch immer Angst hast, übersehen zu werden
- Du schämst dich für Narben und offene Wunden, weißt nicht wie du mit ihnen umgehen sollst, kratzt sie auf, schabst dein Gesicht von deinem Gesicht und schämst dich nur noch mehr, bis du dich nicht wiederer kennst
- Du schämst dich so sehr, dass du nicht zum Arzt gehst, dass du dich gar nicht wundern würdest, wenn es zu spät für dich und eine Heilung wäre
- Du schämst dich so sehr, dass du dich nicht traust zu lieben und deshalb nur von Liebe und Nähe schreibst und solange ungevögelt bleibst

Du träumst von Küssen, weichen Lippen, Armen, die dich halten und Händen, die dein Herz berühren und ein Pflaster auf die Wunden legen. Du träumst von einer Stimme, die dir sagt, dass sie da ist und du nicht mehr allein mit deinen Gedanken bist. Dein Wunsch: Körper, an Körper, Brüste an Brüsten. Jetzt wirst du rot. Dir ist heiß. Warum bist du es nicht vorher geworden? Bist du jetzt etwa wegen der Brüste rot geworden? Oh Gott, das ist ja beinahe niedlich.

- Du schämst dich so sehr, dass deine Wünsche und Träume verschlossen bleiben und du nicht für dich, sondern nur für die Gesellschaft arbeitest, die Gesellschaft, die dich genussvoll, wie eine hohle Nuss knackt

- Du schämst dich dafür nicht wütend zu sein und stattdessen in der Scham zu versinken

Meine Scham zerstört mich, körperlich wie auch geistig. Ich hatte nie die Möglichkeit gehabt, der Mensch zu sein, der ich gerne gewesen wäre. Vielleicht werde ich nie die Möglichkeit haben. Es liegt jetzt an Arden, um das zu ändern. Katharina war ein Kapitel und Arden wird ein Buch sein, bestimmt, oder? Ein Buch will doch gelesen werden.

Die App

Michael Pietrucha

„Willst du vorbeikommen?“,
schreibe ich am Abend, und er
tippt nur zurück „Klar“
Er brauche nur etwas Zeit

Und bald schon wieder
verstecken sich seine Rehäuglein,
sehen mich kaum an,
er beißt in ein Kissen
und sein Näschen saugt
den Geruch von Poppers auf
unter Stoß und Erschütterung,
Stoß und Erschütterung

Und wieder plötzlich dann
läuft er wortlos davon
und verschwindet in der Nacht

Samt

Marie Foulis

Das Wispern der Sträucher ist hier draußen bis an meinen Bewusstseinsrand zurückgedrängt. Meine Brust hebt und senkt sich im Takt der Planken, über denen der Samt spannt. Im gebrochenen Abendlicht seltsam verflacht durchgleitet eine Reihe Schatten das Wasser unter meinen Füßen. Rochen, meine ich, handtellergroß, eine Familie, vielleicht, geräuschlos vereint.

Hier draußen höre ich nur noch die Elemente. Nur die Sonne. Nur das Meer. Allein in meinem Rücken, dort, wo sich der Steg bis hin zum Sandstrand kräuselt, dort, hinter den Dünen, ist es noch immer furchtbar laut.

Den Pavillon erkenne ich auch im Gegenlicht. Er ist so verlassen wie in meiner Erinnerung, das Band über der Eingangstür noch immer unberührt. Ich raschle mich den Stoff entlang in sein Inneres, gleite mit den Sohlen über die Bahnen, falte die Hände über dem Samt und schicke ein Gebet durch die Luke im Dach bis hinauf in den Himmel.

Dass mich dort – oder hier – jemand hört, glaube ich nicht. Ich fülle einfach diesen Raum, alleine, weil er mir gehört. Höre endlich, wer da spricht. Forme daraus, wer ich bin. Mache keine Kompromisse. Ziehe eine letzte Grenze.

Und empfinde: beinah nichts.

Es wird dunkel, hat Mutter gesagt, die Wangen noch nicht ganz trocken. Es wird *ihre* Sorge bleiben.

Geh nicht, hat Vater gesagt, die Hände, noch rot, auf ihren Schultern. Es wird *sein* Bedürfnis bleiben.

Ich hätte sagen können: Ich muss,
vielleicht sogar: Ich will.

Hätte erklärt, vermittelt, besänftigt, erstritten. Sie nicht mit sich allein gelassen. Ihre ganze Welt getragen.

Doch ich habe nichts gesagt.

Ich habe mich umgewandt, die Mutter, den Vater, sie beide im Rücken, den Blick auf dem Pavillon im Gegenlicht. Auf dem samtenen Steg inmitten der Gischt. Den Blick nur auf den Elementen. Nur auf der Sonne. Nur auf dem Meer.

Leuchtfener der Gebrochenen

I. J. Melodia

Das Nachtgeschrei der Stadt
verendet in der Gosse

Im ersten Licht bleibt es liegen
neben dem Unrat und
unserem sterbenden Lachen

Im Mundwinkel klebt etwas Blut
eine Verletzung ist nicht zu sehen
und ich denke an billige Kunst
auf den Straßen surreal verpackt
als Realitätsersatz aus Plastik
für Feiglinge wie uns

Wir sitzen auf der Bordsteinkante
meine Schulter ist dein Kissen
in das du deine Wünsche schmiegst

Die letzte Zigarette wird geteilt
übrig bleibt der Filter
er saugt das letzte bisschen Glück auf

Ich schnipse sie weg
treffe die tote Ratte
an der Ablauffrinne

Frühling

Joka Klein

Es hatte sich herumgesprochen, dass Theresa Schwanz gelutscht hatte. Viele Beschreibungen wurden für den Vorfall genutzt: Sie hatte jemandem einen geblasen oder ihn am Penis gesaugt; ab und zu hörte man, fast gehaucht, das Wort „Blowjob“ durch die Gänge wabern, nach einiger Zeit reichte allein ein zum Mund gestreckter Zeigefinger. Aber seit ein lauter Junge das Ganze „Schwanzlutschen“ genannt hatte, hatte sich der Ausdruck in Amelies Hirn festgesetzt und war dort unzählige Male hin und her gesprungen wie ein Basketball, bis er auf dem Boden ihres Kopfes zum Stillstand kam.

Dann sprang er wieder auf, wenn sie im Unterricht oder am Abendessentisch saß, um von einer zur anderen Hirnhälfte zu springen. Schwanzlutschen, das Wort, wurde mit der Zeit immer plastischer für sie, während der eigentliche Vorfall zu einer dunklen und ungewissen Vorstellung wurde wie eine längst vergessene Erinnerung.

Man wusste, dass es in einem Parkhaus passiert war; oder man vermutete es. Theresa konnte sie sich vorstellen, auch hockend,

aber schon bei ihrem Gesicht wurde es schwammig. Noch schwieriger war es mit dem Jungen. Er entwickelte sich von einer vagen Figur in Trainingsjacke (die war zumindest bei den Jungen in ihrer Klasse beliebt) zu einem mehr oder weniger schwebenden Penis – das einzige fleischerne Stück an einem geisterhaften Schatten. Nur wusste sie auch nicht, wie groß der Penis eines Jungen in ihrem Alter eigentlich war. In Gedanken pustete sie den Penis auf und ließ ihn dann wieder ganz klein zusammenschrumpfen, wodurch er sich in unbestimmten Bewegungen vor Theresas Gesicht auf und ab bewegte. Die gesamte Vorstellung fing nach einiger Zeit an, ihr Angst zu machen.

Da war das Wort Schwanzlutschen eine willkommene Unterbrechung, die sie sich immer wieder in den Kopf holte. Schwanzlutschen war drastisch, doll; es war ein Wort, das sich herrlich hart auf ihrer Zunge anfühlte. Man konnte das erste „sch“ ganz langziehen und den Rest dann schnell hinterher schnalzen lassen. Manchmal bewegte sie den Mund im Unterricht, als würde sie es sagen, hielt die Lippen dabei aber geschlossen. Es war ein riskantes Spiel, das ihr Adrenalin durch die Fingerspitzen schießen ließ. Wenn sie sich vorstellte, dass das Wort irgendwann aus Versehen aus ihr raussprudeln könnte, war sie aufgeregt und unfassbar angsterfüllt zugleich, so sehr, dass sie den Kopf schütteln und sich in eine andere Richtung wenden musste.

Sie konnte sich noch daran erinnern, als sie das erste Mal von dem Vorfall gehört hatte. Sie hatte noch nicht gelernt, was man in so einem Moment sagt. Ihr war nur ein leises „Oh“ über die Lippen gekommen und ihr Kopf hatte sich beim Gedanken an Theresas Gesicht automatisch nach unten gesenkt. Erst mit der Zeit hatte sie all die Wörter gelernt, die man dafür benutzen kann. Sie hatte beobachtet, wie die Jungs immer lauter wurden, wenn sie darüber sprachen – Vokabeln: Pimmel im Mund, Yarak lecken, in den Hals stecken, saugen, keuchen, schwanzlutschen. Die Mädchen dagegen wurden stiller, setzten einen seltsamen, ekelerfüllten Gesichtsausdruck auf und drehten sich weg – Vokabeln: hm, uh, iiiih, wäh, nee. Manche trauten sich bis zu einem „Echt?“ oder

„Wow!“ vor. Dann hüllte sich ihre Gruppe in Schweigen, eine sanft aufplusternde Wolke um all ihre Körper.

In einem Buch hatte Amelie von einer Vampirin gelesen, die sich als junges Mädchen getarnt in eine Schule einschleuste. Die anderen Charaktere beobachteten sie durch schmutzige Schulfenster und konnten sie nie ganz erkennen, als würde sie in der Ferne verschwimmen. So in etwa nahm sie Theresa neuerdings wahr. Manchmal bildete sie sich ein, sie in der Ferne zu sehen, hinter dem Fußballplatz oder bei den Fahrrädern, während sie im Klassenzimmer saßen. Durch den Vorfall war sie von einer gewöhnlichen Schülerin zu einem Phantom geworden, einer fernen Gestalt, die nie ganz zu fassen war.

Weil ihr die ganze Sache insgesamt Angst machte, musste Amelie sich eingestehen, dass sie Theresa unglaublich mutig fand. Das Parkhaus und der Geist mit dem fleischernen Penis wurden in ihrer Vorstellung immer düsterer – nur einmal überlegte sie kurz, ob die ganze Sache vielleicht sogar tagsüber und nicht in tiefster Nacht passiert war. So oder so wanderte Theresa immer wieder in ihre Gedanken und ging mit eisernem Schritt weiter in ein zehn, manchmal zwanzigstöckiges Horrorparkhaus, das, nur von ein paar Laternen beschienen, aus der Nacht ragte. Ab und zu erfand Amelie noch Graffitis und flackernde Lichter hinzu, oder ferne Polizeisirenen. In der Schule hatte sie besonders viel Zeit, sich alles auszumalen. Manchmal kam es vor, dass sie fast sauer war, wenn die anderen Mädchen sie ansprachen, wenn es klingelte, weil sie noch etwas länger in ihrem Tagtraum hängen wollte. Das schien den anderen nicht so zu gehen. Mit der Zeit verlor der Vorfall an Brisanz, die Jungen schrien über neue Themen und die Mädchen schwiegen weiter. Nur in Amelies Kopf tanzte das Schwanzlutschen weiter hin und her und fand in ruhigen Momenten, wenn die Wohnung leer war und die Sonne unterging, den Weg über ihre Lippen.

Parole

Ronny Thon

Alles muss raus.
Sommerschlussverkauf.
Niemand soll rein.
ICE ICE Baby, rufen sie in den Staaten.
Hier rufen sie Ausländer raus.
Originalität.
Alles für alle, zumindest fast alle.
Verboten sind Alle, die nicht so sind
Wie alle.
Sie rufen nach Quoten, Namensverzeichnissen.
Ich rufe Angst, sie lachen darüber.
Ich sage: ich schäme mich wegen euch.
Sie sagen: Vernunft.
Alle müssen raus.
Sommerschlussverkauf.

mother tongue

Yannik Stuhr

Diese Wände drücken mir die Rippen ein.

Ein Bruch hier, – nein, Verzeihung, eine Fraktur nennt man es wohl – eine Prellung dort. Blau staut es sich, ja, schwillt es unter meinem Herzen, vergeht in Buttergelb und Salbei. Niemand hier kennt meinen Namen, für sie ist er nicht von Belang. Mein verräterisches Gesicht lediglich eines unter zahllosen Studierenden.

Hier bin ich nur sicher, wenn ich schweige, so viel weiß ich schon. Jedes meiner Worte stieß gegen Beton, splitterte an den Kanten, der Putz stäche in meine Zunge. Wochenlang würde ich den Sand schmecken, den Zement, das dreckige Wasser. Würde vergiftet auf dem Sofa siechen, merken, wie meine Organe erhärten und vor Scham zerfallen.

»Sieh sie dir an«, würden sie sagen, nicht mit Worten, eine faltige Stirn reiche, »die pelzige Zunge, die den Putz verschlang.«

Mein Gott, man hat es mir ja nie gesagt.

Obwohl ich, so sagen sie, ihre Sprache nicht spreche, lese ich stets aus ihren Körpern.

Die akademischen Lider, wie sie zittern, wenn ich mein Maul aufmache. Ihre Lippen, wie sie aufeinander, ja, aneinander reiben wie Schleifpapier, nur weil ich mir anmaße, Sätze in ihren Hörsaal zu rotzen. Ihre angespannten Hälse, wenn sie verwundert ihren Schädel in den Nacken legen, weil ich Raum einnehme, den sie vermacht bekamen und ich nicht. Als stecke meine Zunge in ihren Wirbelsäulen, wenn sie sich drehen. Wenn sie Wirbel knacken und Bandscheiben vorfallen lassen, reißen sie mir meine Worte aus dem Mund, bevor ich sie sprechen kann.

So ziehe ich zurück, bewahre sie und ducke mich in ihren Räumen. Versiegle meine Lippen und hinterlasse, was ich sagen will, ganz klein. Ich schwitze meine Worte zu hochprozentiger Wut. Meine Sprache zieht den Kopf ein und hofft. Sie hofft, durch Türspalte zu huschen, die maroden Treppenhäuser zu erklimmen und den Aufstieg unbemerkt zu schaffen. Doch alle Stufen knarzen, wenn man nicht weiß, wo man hinzutreten hat.

»Sieh sie dir an«, würden sie sagen, nicht mit Worten, ein knackender Lendenwirbel reichte, »die mickrige Zunge, die den Fehltritt trat.«

Mein Gott, man hat es mir ja nie gesagt.

Zwischen Stockwerken sehe ich die Risse im Putz.

Ich fahre die Wandwunde mit den Fingern nach, folge und krache kopfüber in ihren Ausbruch. Dort sitzen sie, jeder und jede Einzelne, hinter verschlossener Tür, hinter vorgehaltener Hand, im Seminar. Glotzen mir mit ihren matten Augen auf den Mund und wuchten sich unter die Türklinke, verriegeln den Notausgang. Eine Schande, wäre ich im gleichen Raum.

Genug davon, sabbere ich, es langt.

Durch die Bauchdecke sieht man meine Magenwand glühen, glutrot wie ein Schmelztiegel, sengend. In mir brodelte es, schlägt über den Rand, spuckt kochend meine Speiseröhre hinauf. Mein

Kiefer schmilzt meine Wut und schmiedet sie zu mattem Stahl. Ein Vorschlaghammer wächst aus meinem Mund, drängt meine stumpfen Zähne zur Seite und schafft Platz für all das Ungesagte, all das Verschluckte.

Schon immer wurde sie versteckt und klein gehalten, beschnitten und korrigiert, diszipliniert und konditioniert. Abgetan als Schwäche, aufgeblüht als Waffe – meine ach so schamhafte Sprache. Blinde Rage kocht meine Augäpfel trüb und ich gehe auf sie los.

Ich hole aus, schlage zu. Klinke aus dem Schloss, Lack vom Furnier. Aus den Angeln springt mir die Tür entgegen. Eine Traube um mich und ich speie all die Worte, die sie zu hören nicht geboren worden sind.

Ich hole aus, schlage zu. Scheiben aus den Fenstern, Stuck von der Decke. Aus den Kupferleitungen prescht Scham und verdampft. Der Raum leer und die Wände nur mehr nackter Unterbau.

Die Institution ist nicht unzerstörbar. Ich reiße ihre Wunden auf, entkerne ihre Räume und offenbare schamlos ihr fehlerhaftes Fundament.

»*Sieh sie dir an*«, würden sie sagen, körperlos, nur mit den Silben, die ihnen blieben, »*die dreckige Zunge, die die Mutter ihm vermachte.*«

Mein Gott, man hat es mir ja nie gesagt, also sage ich es nun.

Die Knochen der Institution liegen brach. Wir brauchen neue Räume. Müssen sie bauen, aus der Wut, die wir fühlen. Müssen sie verputzen, mit der klebrigen Scham, die so lange an uns gehaftet hat. Fragt man nach dem Schlüssel, zeigen wir unsere Hände, die unserer Mütter und Väter, die unserer Großeltern.

Verkratzt, staubig und schamlos werden sie in Hemdsärmeln versteckt, als wären sie falsch. Als gelte es zu verstecken, was die Arbeit in unsere Körper schrieb.

Als läge es an uns und nicht am System.

Zu keinem Zeitpunkt waren wir falsch.

Nie haben wir nicht funktioniert.

Los, spucken wir die Scham in den Wind.

Arden studiert an der Universität Erfurt Literaturwissenschaften und Geschichte, schreibt begeistert und sucht sich neue Möglichkeiten um Menschen in ihrem Alltag zu beobachten (und dabei nicht creepy zu sein).

Auren R. Bachmann, geb. 2002 im Eichsfeld, Studium der Förderpädagogik u. Mathematik, sowie Literaturwissenschaft u. Geschichtswissenschaft in Erfurt, Mitgründer der Hochschulgruppe Textmanufaktur.

Barbara Thiel, geboren 1997 in Bad Honnef, studierte in Hildesheim Kreatives Schreiben und macht ihren Master in Professionellem Schreiben. Viel lieber als an der Masterarbeit schreibt sie jedoch an Kurzgeschichten und ihrem ersten Romanprojekt. Sie lebt in Wachtberg.

Benjamin Ammer wurde am 05.05.1997 in München geboren, studierte Biologie und arbeitet nun Teilzeit in einer Buchhandlung. In seiner Freizeit liest, malt, läuft und kocht er gerne. Benjamin lebt in Berlin, wo er häufig auf besseres Wetter hofft.

blumenleere: diffuses rauschen verfließender wellen, ohne sich noch harmonisch hoeren zu muessen.

Charlotte Döhrmann (*1991) schreibt Lyrik, Kurzprosa & Essays, die auf der Suche nach utopischen Perspektiven sind. 2023 publizierte sie zu queerfeministischer Erkenntnistheorie, 2024 gründete sie das Literaturmagazin Pigeon Publishing, für das sie als Herausgeberin und Lektorin arbeitet.

Ezra L. Tschernich (alle Pronomina) wurde 2004 geboren und studiert heute in Jena. Seit der Kindheit liest und schreibt dey gerne – auf Deutsch sowie Englisch. Deren gelegentliche Veröffentlichungen findet man unter @ezraltschernich auf Substack.

Fabian Thaler, geboren am 23. November 2000 in Zwettl, aufgewachsen im nordwestlichen Waldviertel. Nach der Matura an der HLUW Yspertal, Lehramtsstudium in den Fächern Deutsch und Bewegung und Sport auf der Universität Wien. Seit 2024 als Lehrer tätig. Nach Versuchen im Leistungssport Fuß zu fassen, Hinwendung zur Literatur und Organisation im Kunst- und Kulturbereich.

I. J. Melodia, *1985, lebt in Freiburg (Breisgau), u.a. Vorsitzender von Vers & Vielfalt e. V. Diverse Shortlists und Finalteilnahmen. Redaktionsmitglied bei kapitelzwei und 16 Seiten, Co-Host des YouTube-Kanals 16 Minuten. Der Lyrikband „Polaritäten“ ist im Geest-Verlag erschienen. Mehr unter: ijmelodia.com

Janine Sauer, 1999 in Unterfranken geboren und aufgewachsen, lebt heute in Köln, wo sie Theorien und Praktiken professionellen Schreibens studiert. Literarisch setzt sie sich mit Geschlechterrollen, Identitätsfragen und Freund*innenschaft auseinander. Derzeit arbeitet sie an ihrem Debütroman.

Johanna Peimpolt, geboren 2003 in Innsbruck, studiert Germanistik und Komparatistik in Wien und hat neben ihrem Studium diverse Tätigkeiten in der Literaturvermittlung. Sie schreibt Rezensionen und literarische Texte und hat ein Herz für Lyrik.

Joka Klein

Karolina Duszka ist in Polen geboren und aufgewachsen. Seit 2015 wohnt und arbeitet sie in Zürich. Sie ist eine Gewinnerin von Schreibwettbewerben, u.a. VorSatz von Zürich Liest 2024. Ihre Texte wurden bisher in Zwischentext und essays agités veröffentlicht.

Luca Paschen, 2000 geboren & aufgewachsen in Mülheim an der Ruhr. Seit Wintersemester 2018/19 Studium Philosophie & Latein in Köln. Seit 2019 wissenschaftliche Hilfskraft am Thomas Institut für Mediävistik. Übersetzer für das summa21-Projekt. Seit Wintersemester 2025/26 Zweitstudium „Theorien und Praktiken professionellen Schreibens“.

Marie Foulis, geb. 1993, studierte Jura in Köln und Paris. Sie ist Mitgründerin der Schreibwerkstatt Köln und veranstaltet seit 2019 die Lesereihe MIT ANDEREN WORTEN. Ihre Texte erschienen in verschiedenen Literaturzeitschriften. Beim Schreiben interessiert sie alles 50- und alles 100-Prozentige.

MAXI THERESA (sie/ihr) lebt und schreibt in Köln, wo sie auch studiert. Am liebsten schreibt sie über Transfeminismus. Mit ihren Texten tritt sie auf den Bühnen der Stadt auf, z.B. im Rahmen der lit.COLOGNE oder bei Mit anderen Worten.

Michael Pietrucha: Geboren 1983 in Siemianowice Śl. Teil des Wortwerk Erlangen mit Auftritten im fränkischen Raum. Lyrikbeiträge in den Zeitschriften mosaik, mischend und Wortlaut. 2023/24 Stipendiat des Internationalen Künstlerhauses Villa Concordia. 2025 Debüt „Von Walen und anderen Verrätern“ bei der eof. Wohnt in Nürnberg.

Rabia Caliskan (*1995, aufgewachsen in Hagen) lebt und arbeitet in Essen. Studium der Freien Kunst an der Kunstakademie Münster (abgeschlossen) und postgradual Literarisches Schreiben an der Kunsthochschule für Medien Köln (abgebrochen).

Die Künstlerin der Collagen:

Ambra (Schwarz) Weiß, geb. 2002, lebt in Erfurt und studiert Kunst und Erziehungswissenschaft.

Regina Eser liebt Texte und Textiles im weitesten Sinn. In Texten und experimentellen Textilien verknüpft sie Alltagsgeschehen, Wortfetzen, Momentaufnahmen, Seelenzustände und Beziehungen mit der Frage nach Gott oder dem Gespräch mit ihm.

Ronny Thon, 1989 in Mühlhausen geboren, 2023 Master Transkulturelle Geschichtswissenschaft in Erfurt, aktuell Studium Filmwissenschaft/ Kunstgeschichte in Jena, 2024 Debütroman „Der Filmkritiker“ im Verlag kul-ja! Publishing (Deutscher Verlagspreis 2025) und Eobanus-Hessus-Förderpreis, sonstige Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften.

simone steger (sie/ihr), geb. 1989, schreibt gedichte, lässt sich von ihrem körper bei der tanzimprovisation überraschen, malt bilder. m.a. in literaturwissenschaft, gefördert von der studienstiftung des deutschen volkes. seit 2024 mitglied der autorInnengruppe wortwerk in erlangen u. erste veröffentlichungen.

Stella vom Meer schreibt Gedichte zwischen Wind, Wandel und Erinnerung. Sie veröffentlichte 2022 ihren ersten Lyrikband im Silberkrone Verlag und publiziert regelmäßig ihre Texte in Zeitschriften und Blogs.

Viola Festnetz ist 20 Jahre alt, lebt seit 3 Jahren in Wien, hat 3 jüngere, heißgeliebte Geschwister, 20 heißgeliebte, beste Freunde und schickt dir per Sprech 24000 Küsse.

Yannik Stuhr (er/ihm) schreibt Prosa und Lyrik über Identität, Klassenbewusstsein und Trauer. Neben Veröffentlichungen in einigen Literaturmagazinen, betreibt er einen Buch-Podcast und ist Content Creator in der Literatur-Bubble.

Ausgangspunkt der künstlerischen Arbeit ist oft der Akt sowie die Auseinandersetzung mit Körper und Mensch.

brot//los
Ausgabe 2
Dezember 2025

brot//los
Universität Erfurt
Nordhäuser Straße 63
99089 Erfurt

✉ brotlos.magazin@gmail.com
📷 [@brotlos.magazin](#)

Redaktion:

Annabell Schrey, Ellen Peters, Frauke Thimme, Huy Dat Nguyen, Jana Althainz, Leon Zechmann, Maren Baumann

Lektorat:

Annabell Schrey, Ellen Peters, Frauke Thimme, Jana Althainz, Leon Zechmann, Maren Baumann

Korrektorat:

Ellen Peters, Frauke Thimme, Leon Zechmann

Cover, Titelgrafik, Satz, Gestaltung:

Leon Zechmann, Maren Baumann

Font(-lizenzierung):

Lora, Anantason, Foda Display (Canva)

Druck:

Bookpress

Liebevoll unterstützt durch das
Studierendenwerk Thüringen!

